

Katja Herlemann: Ja, vielen Dank, dass Sie noch so zahlreich bei uns geblieben sind. Ich stelle kurz die Menschen vor, die mit mir hier sitzen. Die Darsteller*innen sind mittlerweile auch schon fast alle da. Ich habe natürlich ein paar Fragen vorbereitet, aber ich möchte Sie gerne einladen, sich auch jederzeit einzuschalten. Melden Sie sich einfach, sprechen Sie dazwischen, werden Sie Ihre Fragen auf jeden Fall los. Hier vorne sitzen mit mir von links nach rechts: der Regisseur Philipp Preuss; Pfarrer Taubner, Seelsorger für Vietnamesen in West- und Ostdeutschland seit langen Jahren und als junger Mann auch auf der Flüchtlingsinsel Pulau Bidong selbst gewesen; Herr Hung, sozusagen der Vertreter der westdeutschen vietnamesischen Community – wir müssen das hier jetzt einfach mal so schwarz-weiß aufteilen, der Einfachheit halber. Zu meiner Rechten: Herr Truong, Dolmetscher und Übersetzer, der auch das Stück von Thomas Köck ins Vietnamesische übertragen hat, für die Übertitel verantwortlich zeichnet und uns ein sehr wertvoller Berater war in unserer Produktionsarbeit, und Herr Minh sozusagen als ostdeutscher Vertreter ehemaliger Vertragsarbeiter. Dazu möchte ich dann aber die Beteiligten auch gleich einladen, selbst ein wenig zu erzählen von ihrer Geschichte. Bevor ich in die Fragen einsteige, vielleicht eine kurze Erklärung, eine kurze Skizzierung zur Entstehung dieses Textes. Es ist ein Auftragswerk des Schauspiel Leipzig – Thomas Köck, der Autor, lässt Sie auch ganz herzlich grüßen, wäre gerne heute Abend hier gewesen, das ging leider nicht. Das ist eine Zusammenarbeit, die vor über zwei Jahren tatsächlich begonnen hat. Dass er sich dieses Themas angenommen hat, daran bin ich so ein bisschen schuld. Also, das war etwas, was wir ihm als Haus angetragen haben als Idee. Und er hat sich dann sehr schnell sehr begeistert in dieses Thema hineingearbeitet und diesen Text für das Schauspiel Leipzig geschrieben. Man kann das vielleicht so ein bisschen als Dokufiktion bezeichnen oder so, diese Art von Text. Das ist keine reale Geschichte, die da verhandelt wird in diesem Text. Es ist ja auch eigentlich eine höchst unwahrscheinliche Anordnung, die Thomas Köck da vorgenommen hat mit einer Familiengeschichte zwischen Deutschland und Vietnam, die sich auch zwischen West- und Ostdeutschland aufspannt. Aber nichtsdestotrotz hat er viel recherchiert für dieses Stück und auch mit unterschiedlichen vietnamesischen Menschen unterschiedlicher Generationen gesprochen, und alle diese Recherchen und Gespräche sind natürlich in seinen Text, zum Teil auch sehr unmittelbar, eingeflossen. Deswegen würde ich gerne das Gespräch eröffnen mit der Frage, vielleicht an Sie, Herr Hung, als Erstes: Wie haben Sie die Inszenierung heute Abend erlebt? Können Sie vielleicht einfach ein bisschen schildern, wie Sie es erlebt haben, und auch, wenn Sie wollen, etwas dazu sagen, was das für Sie bedeutet, dass diese Geschichte der vietnamesisch-deutschen Migration auf der Bühne verhandelt wird?

Hung Nguyen: Also, ich finde, das Stück ist wirklich gut, aber auch schwer zu verstehen. Ich habe eigentlich Respekt auch vor den jungen Menschen, die hier im Theater waren. Ich denke, wenn man diesen Background nicht hat, oder diesen Hintergrund, ist das wirklich schwer zu verstehen. Auch die Zeiten, also das Überspringen. Das ist anspruchsvoll, aber ich merke, wir haben eine gebildete Schicht hier in Leipzig. Und ich muss auch sagen – ich bin das erste Mal in Ostdeutschland und auch das erste Mal in Leipzig, obwohl ich hier einen Freund habe schon viele Jahre – ich finde, die Stadt ist wirklich weltoffen hier, das ist nicht anders als in Stuttgart, wo ich herkomme, ganz toll. Also, ich bin wirklich ein Teil von der Geschichte und finde es faszinierend, auch die Details, wie man da vorgeht. Ich muss auch gestehen, die meisten Teile ... also, ich muss wirklich dann nachdenken, um zu verstehen.

Katja Herlemann: Wie ging es denn Ihnen, Herr Minh?

Van Minh Nguyen: Noch mal bitte die Frage?

Katja Herlemann: Mich würde interessieren, jetzt ganz frei von der Leber weg, wie haben Sie den Abend empfunden? Wie war es für Sie, diese Geschichte der vietnamesisch-deutschen Migration jetzt hier im Theater verhandelt und erzählt zu sehen?

Van Minh Nguyen: Ich muss ehrlich sagen, Herr Dr. Truong war schon davor bei mir und hatte schon darüber erzählt, wie und wo und was. Ansonsten – genau wie bei Herrn Hung hier – würden wir auch wenig verstehen,

worum es geht. Ich muss es ehrlich so sagen, ja. Das ist etwas ganz Neues für mich und auch für Vietnamesen bestimmt. Wir haben eine andere Kultur zu Hause erlebt, das ist hier etwas ganz Neues.

Katja Herlemann: Herr Truong, ich erinnere mich auch noch gut, wie wir in die Gespräche gekommen sind, wie ich Sie angerufen habe und gesagt habe: Mein Regisseur möchte, dass die Darsteller auf der Bühne vietnamesisch sprechen, können Sie denen das beibringen? Wie Sie heute Abend gemerkt haben, wird auf der Bühne relativ wenig vietnamesisch gesprochen. Auch dank der fachkundigen Beratung von Herrn Truong haben wir uns letztlich für einen anderen Umgang mit der Sprache auf der Bühne entschieden. Und ich weiß noch gut aus unseren ersten Gesprächen, dass Sie zwar sehr schnell bereit waren, uns zu helfen, aber ich erinnere mich auch, dass Sie doch, glaube ich, auch relativ skeptisch waren darüber, was wir da eigentlich vorhaben. Also, vielleicht können Sie auch erst mal erzählen, wie es für Sie war, dann diesen Theaterabend zu sehen.

Hong Quang Truong: Ja, ich habe natürlich das Privileg gehabt, zunächst an der Übersetzung des Textes ins Vietnamesische gewirkt zu haben. Und dann bin ich ja zu diesem ersten Gespräch zu Ihnen, das war, glaube ich, noch im Dezember, eingeladen worden, wo wir dann zunächst den Versuch unternommen haben, ob die erste Idee doch fruchten kann, dass die Schauspieler bestimmte Textpassagen in Vietnamesisch sprechen. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich zuvor ein paar Übersetzungsproben, oder besser gesagt Nachdichtungsproben, gemacht habe und diese auf Band gesprochen und an Sie per E-Mail geschickt habe. Dann haben wir alle hier im Hause gemeinsam versucht, und das war sicherlich (lacht) eine sehr interessante Erfahrung ... wir haben dann sozusagen eine Sprachstunde gemacht, vor allem über die Phonetik der vietnamesischen Sprache mit ihren verschiedenen Tonhöhen. Und da habe ich wirklich gelernt, wie die kreativen Prozesse im Theater laufen. Also, ich war in der Tat skeptisch, aber ich fand diesen ersten Ansatz trotzdem sehr interessant. Und dann hat der Regisseur mich dazu aufgefordert, ein paar Textpassagen vorzulesen – auf Deutsch und auf Vietnamesisch. Und dann hat er plötzlich die Idee gehabt, er würde mich dazunehmen, mich sozusagen als Simultandolmetscher am Geschehen beteiligen lassen. Doch das ging leider nicht, weil ich Urlaub vor mir hatte. Letztendlich kam es zu der Entscheidung mit der Untertitelung, die ich auch sehr faszinierend fand, zunächst sicherlich als ein ästhetisches Mittel. Aber dann kam noch ein weiterer Aspekt hinzu, das habe ich immer wieder bei vielen Landsleuten festgestellt, die die Inszenierung geguckt haben: Es war ein durchaus ernsthafter Aspekt der Inklusion da – dass die Leute über die vietnamesische Untertitelung ein vertieftes Verständnis auch über das Stück bekommen.

Philipp Preuss: Sie müssten vielleicht noch erklären, wie das ist mit der Phonetik im Vietnamesischen – dass die Sprache ja nicht nur über die Übersetzung funktioniert, sondern auch über die Tonhöhe. Die Idee war ja, dass die Schauspieler das vietnamesisch sprechen sollen, vielleicht auch nur phonetisch. Und können Sie kurz sagen, welches Problem dann entsteht? Also: Wir haben ein Wort, das ist dann quasi einmal übersetzt – aber das ist ja im Vietnamesischen nicht so.

Hong Quang Truong: Ja, dazu muss ich die Episode erzählen, die ich auch schon damals bei der Probe erzählt habe. Ich habe zuvor an dem ZDF-Zweiteiler „Ein Sommer in Vietnam“ als Übersetzer mitgewirkt, mit Nikolai Kinski in der Hauptrolle. Nikolai Kinski hat dort einen vietnamesisch-stämmigen Arzt in einem Krankenhaus in Vietnam gespielt. Und er sollte dort einige Sätze auch auf Vietnamesisch sprechen. Ich habe die entsprechenden Sätze ins Vietnamesische übersetzt und auf Band gesprochen. Nikolai Kinski ist übrigens der Sohn von dem berühmten Klaus Kinski und seine Mutter ist eine gebürtige Vietnamesin. Und am Ende, als die Produktion abgeschlossen war und der Film gezeigt wurde, da merkte ich: Nein, das klappt noch nicht so ganz. Und das hängt vor allem mit diesen sechs Tonhöhen im Vietnamesischen zusammen. Wir haben das damals in der Probe mit diesem Beispielwort „Mai“ zum Besten gegeben. Geschrieben wird es wie der Monat Mai im Deutschen. Und wenn man das sechsmal unterschiedlich betont, also nach der jeweiligen Tonhöhe, dann ergeben sich daraus mindestens sechs verschiedene Bedeutungen: „morgen“, „schleifen“, „sich bemühen“, „Dach“, „weiblich“ etc. etc. Und das dürfte das Schwierigste dann sein, ja. (lacht)

Katja Herlemann: Ja, Philipp, jetzt sind wir schon bei inszenatorischen Ideen und Lösungen und ästhetischen Fragestellungen. Erzähl du doch aber vielleicht auch noch mal, wie es für dich war, dich diesem Thema anzunähern. War dir diese Geschichte der deutsch-vietnamesischen Migration ein Begriff, bevor wir angefangen haben, uns mit diesem Text von Thomas zu beschäftigen? Wie hast du dich dem Stoff angenähert? Und vielleicht kannst du gerne auch noch mal erzählen, wie du Entscheidungen getroffen hast für die Bühne.

Philipp Preuss: Na ja, mit der deutsch-vietnamesischen Geschichte habe ich mich nicht so auskennen. Es war mir der Begriff „Boatpeople“, in Österreich zumindest ... ja, da hatte man zumindest eine Ahnung davon. Zum Beispiel in meinem Internat in Wien war neben einem ungarischen Flüchtling, einem tschechischen auch ein vietnamesischer Flüchtling, Pham Huy Son hieß er, ja? Aber das war zunächst gar nicht so das Ausschlaggebende für das Stück, sondern die jetzige Situation, die sich darin spiegelt quasi, in der Vergangenheit. Das finde ich auch sehr klug von Thomas Köck – wie er etwas, was in der Geschichte schon einmal passiert ist, wo wir alle schon mal durch sind und wo man vielleicht gedacht hat, dass die Gesellschaft oder auch die Politik etwas lernt daraus, dass sich das so wiederholt. Oder dass die Personen wie Gespenster sind in dem Stück, dass da verschiedene Zeitebenen stattfinden – was dann später, wie ich herausfand, auch viel mit der vietnamesischen Gesellschaft zu tun hat, also diese Form von Geisterwesen und wie man trauert ... Ja, das waren so erst mal die ersten Impulse. Ich habe mir auch als Erstes gedacht: Okay, was soll jetzt der Ösi Thomas Köck und ich als Ösi in Leipzig mit einem Stück über deutsch-vietnamesische Vergangenheit? Aber ich finde halt, das ist ein sehr, sehr dichtes, kluges Stück darüber, was Politik und was Kunst eigentlich auch kann, ohne dass man gleich tagespolitisch wird und irgendwie mit Holzhammermethoden quasi irgendwelche tagespolitischen Diskussionen auf der Bühne hat.

Stefan Taebner: Da kann ich mich als Wahl-Leipziger – ich bin in Hamburg geboren, aber ich bin gerne in Leipzig – anschließen. Ich finde es genial. Also, ich muss sagen, ich bin, seit ich bei den Proben dabei war, eigentlich ziemlich begeistert von dem Stück – wie es schafft, verschiedenste Geschichten zusammen zu sehen, zusammenschneiden, zu überblenden, manchmal ja in einer Zeile schriftlich, dann wechselt er in das nächste Thema und man merkt es erst gar nicht. Ich finde es genial, wie er mit dieser Geschichte hier umgeht, an diesem Ort uns das hier zeigt. Ich bin nur nicht ganz sicher, wie es den Zuschauern gegangen ist, ob die das auch so genial finden oder ob wir ein bisschen alleine damit sind, die wir das Stück kennen oder den Inhalt kennen. Da habe ich selber meine Fragen, deswegen höre ich gerne auch noch mal, wie andere darauf reagieren.

Katja Herlemann: Ich würde gern tatsächlich noch mal bei dem Stichwort Geschichten einhaken, weil wir ja heute die schöne Möglichkeit haben, auch noch mal andere Geschichten aus diesem Kosmos zu hören. Und vielleicht darf ich Sie, Herr Hung, fragen – Sie sind, das haben Sie mir vorhin erzählt, tatsächlich als 12-Jähriger mit einem Boot aus Vietnam geflüchtet und dann als Kontingentflüchtling nach Westdeutschland gekommen. Können Sie ein wenig zu dieser Geschichte erzählen, vor allem, wie es für Sie war und unter welchen Umständen Sie dann in Westdeutschland angekommen sind?

Hung Nguyen: Also, ich kam aus Vietnam raus 1982, damals war ich 12. Wir wohnten eigentlich so 70 Kilometer südlich von Saigon. Es ist so, meine Mutter hat mich dann zu sich geholt und gesagt: Hung, ich habe für dich einen Platz im Boot gesucht, du musst raus aus Vietnam. Und das war schon eine beschlossene Sache, also hatte ich keine Chance, nein oder ja zu sagen. Und ich dachte: Warum denn ich? Ich war halt der Älteste von den Kindern und sie haben für mich in Vietnam damals keine Zukunft gesehen. Damals war in Vietnam ein strenger Kommunismus. Und dann war damals noch der Krieg zwischen Vietnam und, ich glaube, Laos/Kambodscha, genau, die Roten Khmer. Und damals war das natürlich so: Wenn man 17 ist, dann wird man eingezogen und vielleicht kommt man dann verkrüppelt wieder zurück. Das war halt die größte Angst, die meine Eltern hatten. Und ich als Kind konnte das natürlich gar nicht verstehen. Eigentlich hatten wir ja auch genug zu essen, daran lag es nicht. Und ich glaube, da waren zwei Boote und wir waren als eine Fischerfamilie verkleidet, also ohne meine Eltern natürlich. Als Kind mussten meine Eltern für mich nur die Hälfte des Preises bezahlen. Und der Vorteil wäre auch: Wenn wir dann

dabei erwischt worden wären, käme ich schneller raus als ein Erwachsener. Genau, wir sind als Fischer verkleidet praktisch ... Also, in Vietnam gibt es ja viele kleine Flüsse und man kann in das Boot rein und als Fischer verkleidet nach Süden, nach Cà Mau, das wäre dann im Süden Vietnams. Und von da aus sind wir dann gestartet. Ich hole ein bisschen aus, damit Sie auch verstehen, wie das begann. Und natürlich muss auch die Logistik dann stimmen. Das heißt, man hat irgendwo Diesel eingelagert. Man durfte den Diesel gar nicht mit ins Boot nehmen, denn wenn man dann gefragt wird: Warum haben Sie so viel Diesel?, dann muss man auch Rede und Antwort stehen. Das heißt, am Tag des Aufbruchs musste man den Diesel praktisch aus der Erde ausgraben und dann mit ins Boot nehmen. Unser Boot war mit einer alten indischen Maschine, das ging schon nach, ich glaube, eineinhalb Nächten kaputt. Wir waren 20, 23 in dem kleinen Boot. Und dann ging das kaputt ... Zum Glück, nach vielleicht einem halben Tag sind wir dann rumgeschwommen, und dann kam das Cap Anamur. Das war natürlich unser größtes Glück.

Katja Herlemann: Vielleicht für diejenigen, die es nicht wissen: Cap Anamur war ein deutsches Hilfsschiff – ein westdeutsches Hilfsschiff, genau, das ist natürlich wichtig –, das tatsächlich im Meer kreuzte und Flüchtlingsboote sichtete und die Geflüchteten rettete von den Booten.

Hung Nguyen: Ja. Und ich weiß nicht, der Dr. Rupert Neudeck, ich glaube, in Westdeutschland ist das ein Begriff für viele Deutsche, aber auch für viele gerettete Vietnamesen. Und, genau, also die wurden aufgefischt vom Cap Anamur. Und weil wir ja vom Schiff aufgefischt wurden, kam ich gar nicht nach Pulau Bidong. Die meisten mit den guten Booten, die kommen natürlich dorthin, aber wir haben es so weit gar nicht geschafft. Ohne dieses Schiff Cap Anamur wäre ich heute nicht hier. Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die durch diese thailändischen Piraten ... Also, die Frauen wurden vergewaltigt und wenn ihre Männer da eingreifen, denen wurden sogar die Hände abgehackt und ins Meer geworfen. Ich habe einen Freund, dessen Schwester ist bis heute weg und niemand weiß, wohin. Ich habe einen schönen Brief, der an Dr. Rupert Neudeck ging. Da hat wirklich ein Mädchen, das vergewaltigt wurde, jedes Wort geschrieben. Ich wusste es nicht, sonst hätte ich diesen Brief mitgebracht. Sie hat geschrieben: Jedes Wort, was ich geschrieben habe, ist unter einzelnen Tränen geschrieben. So in der Art. Man kann das wirklich sehr gut nachempfinden, wenn man diese Zeilen liest. Und dann kam ich nach Hamburg für ein paar Tage, und von dort aus sind wir dann in die Transitstelle nach Tübingen. Dort waren wir so zwei, drei Monate, haben uns praktisch Untersuchungen unterzogen. Und dann kam ich in ein Christliches Jugenddorf in Altensteig, dort habe ich dann mein Abitur gemacht 92. Danach habe ich dann Informatik studiert, und jetzt arbeite ich als IT-Fachmann in einem großen Unternehmen, ein Zulieferer in Stuttgart.

Katja Herlemann: Und jetzt sind Sie zum ersten Mal in Ihrem Leben in Ostdeutschland zu Besuch.

Hung Nguyen: Aber es ist ein schönes Gefühl, hier zu sein.

Katja Herlemann: Das freut mich. Herr Minh, ich würde mich freuen, wenn Sie Ihre Geschichte erzählen würden. Sie sind ja in den 70er Jahren schon in die DDR gekommen aus Vietnam, unter ganz anderen Umständen und mit einem ganz anderen Ziel. Und Sie sind aber eben auch heute noch hier in Deutschland. Erzählen Sie doch ein bisschen.

Van Minh Nguyen: Ja, ich war drei Jahre, 1975–78, in der DDR bei der Berufsausbildung bei der Deutschen Reichsbahn, in einem RAW, Reichsbahnausbesserungswerk, habe da meinen Beruf erlernt. Und danach habe ich zehn Jahre in Vietnam, direkt in Hanoi, auch bei der Eisenbahn Vietnam gearbeitet. Und im Sommer 88 bin ich mit den anderen vietnamesischen Werkträgern noch mal in die DDR eingereist. Mein Beruf war Sprachmittler, das ist eine tiefere Stufe von Dolmetscher sozusagen. Ich war gleich mit als Betreuer da für die vietnamesischen Werkträgern. Ich war dann drei Jahre im Leuchtenbau in Leipzig, in Paunsdorf. Und nach der Wende dann bin ich hiergeblieben. Seitdem habe ich ein Geschäft, das ist schon fast alles (lacht). Und jetzt bin ich Gastronomiebetreiber.

Katja Herlemann: War Ihnen denn, Herr Minh und Herr Hung, vor der Wende bewusst, dass es im anderen Teil von Deutschland auch eine vietnamesische Community gibt? Konnten Sie sozusagen vom Hörensagen die jeweils anderen Geschichten?

Van Minh Nguyen: Ich sage, damals war das für uns ganz fremd, Westdeutschland oder die westliche Welt sozusagen. Das ist etwas ganz anderes, ganz Fremdes. Wir hören es nur, aber wie, weiß keiner. Und wir sind hier auch und arbeiten, um ein bisschen mehr Geld für zu Hause zu verdienen. Aber damals war ja die Ostmark – und das ist verglichen mit D-Mark schon ein sehr großer Unterschied. Wir träumten schon immer von der D-Mark, das war aber kaum zu schaffen oder zu erreichen.

Katja Herlemann: Und wussten Sie von den Boatpeople? Wussten Sie, dass es Menschen gab, die aus Vietnam geflüchtet sind und in Westdeutschland gelandet waren?

Van Minh Nguyen: Ja.

Katja Herlemann: Das wussten Sie.

Van Minh Nguyen: Aber nicht nur in Westdeutschland, die meisten sind doch in die USA gekommen. Aber ganz genau ... Erst nach der Wende haben wir auch mehr gewusst. Damals haben wir nur gehört, dass die auch so übers Meer flüchten. Aber wie genau? Ich bin ein Nordvietnamese und die meisten Flüchtlinge sind aus Südvietnam, muss man sagen. Danach gab es auch einen Teil von Nordvietnam – Hai Phong und Quang Ninh, also an der Küste – da sind auch welche ... Aber mehr weiß ich auch nicht.

Hung Nguyen: Ja, also ich kenne die Vertragsarbeiter in Ostdeutschland. Wir hatten eigentlich keine Berührungspunkte. Aber ich glaube, dadurch, dass der Vietnamkrieg so lang war und dafür auch so viel Hass und Blut vergossen wurde durch den Krieg ... ich sage mal: Nord gegen Süd war damals der Krieg. Und ich glaube, meine Generation nicht mehr, aber die Generation meines Vaters zum Beispiel oder bisschen Ältere noch, die haben noch diese Mauer im Kopf, schon in Vietnam. Das heißt, Nordvietnam hat ja praktisch Südvietnam „erobert“, sagen die im Süden. Und deshalb gibt es auch hier in Deutschland praktisch so eine Art Berliner Mauer in den Köpfen – also auch von den Vietnamesen, was ich wirklich sehr schade finde. Die West-Vietnamesen haben alle einen guten Job, sage ich mal, die sind schon ein bisschen gefestigter. Und es wäre auch mal Zeit gewesen, die Vietnamesen aus Ostdeutschland so ein bisschen zu begleiten, zu helfen. Aber das war alles nicht so der Fall. Ich glaube, viele haben Vorurteile – auch von den West-Vietnamesen, auch die Geflüchteten – wenn die etwas starten, werden die gleich in die Schublade geschoben: Du bist Kommunist, oder so was. Und ich glaube, das scheuen auch viele West-Vietnamesen nicht. Dann gab es natürlich auch sehr viele Sachen, wo der Herr Neudeck richtig gesagt hat: Die Vietnamesen haben ihre Geschichte noch nicht aufgearbeitet. Also sowohl die Menschen aus dem Norden, aus dem Süden, die Vertragsarbeiter, als auch die Bootsflüchtlinge, die haben ihre Geschichte gar nicht aufgearbeitet. Und er hat das sogar gefordert. Und ich sehe das auch bisschen so als meine Lebensaufgabe. Wir haben das in Ronneburg ein bisschen gestartet – die Tagung kennst du, Stefan – aber ein bisschen unter einem anderen Gesichtspunkt. Wir haben das dann „Brückenschlag“ genannt. Da kommen auch die jüngeren Generationen aus Berlin, die Thuy zum Beispiel, und auch viele aus Westdeutschland. Und die haben sich da getroffen und ausgetauscht. Auch über die Geschichte ... Also, es gibt verschiedene Themen, aber wir merken auch, dass diese Generation nie so diesen Konflikt hatte. Und ich glaube, auf dieser Schiene müssen wir weiterarbeiten. Aber wir müssen, wie Herr Neudeck auch gesagt hat, ein bisschen systematischer vorgehen, auch methodisch. In Deutschland hat man ja schon gelernt, in Deutschland macht man ja sehr gründlich die Aufarbeitung auch der Nazizeit, der Zweite Weltkrieg. Man muss wirklich nach diesem Schema eine Methode aufbauen, systematisch. Und da können wir als Vietnamesen Input geben und vielleicht das alles dokumentieren, damit auch die Nachkommen dann so etwas haben.

Katja Herlemann: Ja, das ist interessant, dass Sie das jetzt ansprechen. Das Stück zeigt ja auch diese geschichtlichen Verflechtungen aufgrund der Migrationsbewegung zwischen den geteilten Ländern Deutschland und Vietnam. Und Sie haben es gerade jetzt schon angesprochen, dass Sie sagen, in Deutschland gibt es da so eine sehr systematische Geschichtsaufarbeitung. Vielleicht auch mal an Herrn Taeubner: Sie betreuen ja als Seelsorger sowohl die ost- als auch die westvietnamesisch-deutsche Community, sehen Sie da Ähnlichkeiten zwischen den Teilungsgeschichten und auch im Hinblick auf eben Wiedervereinigung und Geschichtsaufarbeitung, wie empfinden Sie das?

Stefan Taeubner: Ich erinnere mich an eine Begegnung hier in Leipzig 1990. Da dachten wir vom Westen aus: Wir können ja jetzt kommen. Wir haben einen Bus gechartert von Frankfurt aus, sind mit vietnamesischen Boatpeople da rein und mit der gelben Fahne (lacht), die 1975 in Saigon untergegangen ist, und haben diese Fahne und diese Boatpeople-Generation auf dem Augustusplatz, damals noch ziemlich leer, aufgestellt, 1990 irgendwann im Sommer. Und wollten sagen: Liebe Vietnamesen hier, ihr seid jetzt frei, ihr könnt jetzt, kommt, lauft jetzt alle zu uns rüber, ihr habt jetzt die Chance, ihr dürft jetzt endlich frei sein. Ich glaube, das war eine ziemlich groteske Aktion. (lacht) Also, da hat uns niemand angeguckt oder angesprochen – und Vietnamesen, die das gesehen hätten hier, die wären, glaube ich, irgendwie abgehauen. Das ist völlig danebengegangen. Da sieht man, wie unterschiedlich die Vorstellungen damals waren. Aber ich sehe auch ein anderes Bild, das in der Zeitung veröffentlicht wurde, kurz nachdem die Berliner Mauer geöffnet wurde und, glaube ich, besetzt war. Auf der West-Berliner Seite standen ja überall junge Menschen auf der Mauer, aber es waren die Vopos noch 10 Meter unten auf der Ostseite. Und da gibt es Szenen, dass sehr viele Vietnamesen in Jeans und schwarzer Lederjacke, langen Haaren, da durchlaufen, dann die Mauer anspringen und von oben Hände gereicht kriegen und hochkommen, hochgezogen wurden auf die Mauer in Berlin. Und durch diesen Sprung, diesen 10-Meter-Sprung auf die Mauer haben sie praktisch das Regime gewechselt für sich. Haben praktisch die Ost-Vergangenheit hinter sich gelassen, haben dann in Westberlin Asyl beantragt. Also auch diesen Weg gab es plötzlich und ganz schnell. Das war ein verrücktes Aufeinandertreffen von zwei politisch ganz unterschiedlichen Gruppen von Vietnamesen im vereinigten Deutschland 1990. Ganz verrückt, wie das anfing, und spannend, wie das dann zu lösen ist. Es ist nicht leicht, immer noch nicht leicht. Aber es hat sich viel getan.

Katja Herlemann: Herr Truong, Sie sind ja als Student auch in die DDR gekommen und haben als Dolmetscher in der DDR gearbeitet. Man muss tatsächlich sagen, dass absurderweise und zufälligerweise die Geschichte, die Thomas Köck erfunden hat für den Abend „atlas“, der Biographie von Herrn Truong erschreckend nahekommt.

Hong Quang Truong: Seiner Biographie auch. (lacht)

Katja Herlemann: Und der Biographie von Herrn Minh auch erschreckend nahekommt. Was mich aber tatsächlich noch mal interessieren würde: Sie haben in unseren Gesprächen auch darüber berichtet, wie Sie die Wendezeit erfahren haben. Vielleicht könnten Sie beide noch mal sozusagen aus der ostdeutschen Perspektive skizzieren, wie es für Sie als Vietnamesen in der DDR war, als die Mauer gefallen ist.

Hong Quang Truong: Vielleicht noch ein Blick zurück. 1977/78, als dieser große Exodus der Boatpeople aus Vietnam begann, habe ich auch Vietnam verlassen, also 77 habe ich Vietnam verlassen – allerdings unter ganz anderen Vorzeichen, mit der Transsibirischen Eisenbahn von Hanoi über China, Russland. Und bin nach zweiwöchiger wunderbarer Reise durch verschiedene Klimazonen dann in Leipzig angekommen. Vorher habe ich ein Jahr in Hanoi an der Hochschule für Fremdsprachen Deutsch gelernt. Davor hatten wir nur Russisch in der Schule, dann habe ich Deutsch gelernt. Und ein weiteres Jahr habe ich hier am Herder-Institut Deutsch gelernt, also in Leipzig. Anschließend 5 Jahre Studium der Germanistik, im Anschluss daran noch 2 Jahre Promotion. Ja, ich erzähle das, weil es auch einen anderen Lebensweg in der DDR gab. Und vielleicht würde ich nun ein bisschen in Erinnerungen schwelgen, aber das war doch schon eine wohlbehütete und sehr schöne Zeit der Jugend, auch für mich. Nicht nur für mich persönlich, auch für viele Kommilitoninnen und Kommilitonen von damals. Also, wir als

Germanistik-Studenten haben nicht nur Deutschunterricht am Herder-Institut, sondern auch bis ins dritte Studienjahr gehabt. Und mit einem Deutschlehrer, der uns immer weiter begleitet hat. Er kannte die Schwächen, er kannte die Stärken der jeweiligen Studenten in der deutschen Sprache und versuchte uns immer dabei zu begleiten. Oder ein anderes Beispiel: Als Germanistik-Studenten, als Kunst-Studenten bekam man damals in Leipzig, wenn man sich mit diesem Studentenausweis an der Oper oder so oder hier am Schauspielhaus meldete, glaube ich, für nur 75 DDR-Pfennig eine Karte. Und davon habe ich ausreichend Gebrauch gemacht. Ich kam aus einem Dorf in Mittelvietnam, das sehr stark bombardiert war. Ein bisschen klassische Musik hörte ich über Radio, aber sonst nichts. Hier ging ich fast jeden Sonntag zur Motette in die Thomaskirche, ich hörte die Musik von Bach, der Bach-Wettbewerb fand hier in der Stadt statt. Ich wohne jetzt schon lange nicht mehr in Leipzig, sondern in Berlin, seit dem Mauerfall. Aber jedes Mal, wenn ich hierher zurückkomme und die Gelegenheit habe, zur Thomaskirche zu gehen oder zu anderen Orten, zu den Genius Loci hier in Leipzig, dann füllt sich mein Herz immer noch sehr stark davon. Ich wollte damit sagen: Das war eine Zeit, wo wir wirklich mit ganz anderen Erfahrungen verhaftet waren als denen, die man woanders gemacht hatte. Ich wusste damals, als ich mit der Transsibirischen Eisenbahn hergekommen war und als ich hier lebte, natürlich nichts von dem Schicksal der Boatpeople oder so. Das wusste ich erst nach dem Mauerfall, als wir in Westberlin waren und in dem dortigen vietnamesischen Kulturhaus waren. Da haben wir erste Kontakte überhaupt geknüpft, damals. Und ich war ursprünglich nicht als Dolmetscher hier in der DDR tätig. Nach der Promotion bin ich gleich nach Vietnam zurückgekehrt, da war ich erst 24, 25 Jahre alt. Dann habe ich gleich eine Arbeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Literatur bei der Akademie der Sozialwissenschaft in Vietnam gehabt. Ich war damals sogar der jüngste Doktor der Gesellschaftswissenschaft in Vietnam. Das war die Zeit 86/87, eine sehr schwierige Zeit. Ich konnte es auch nicht viel länger dort aushalten. Nach zwei Jahren bin ich dann doch wieder in die DDR gekommen als Dolmetscher, also ähnlich wie bei Herrn Minh. Ich habe allerdings für eine Delegation des Jugendverbandes gedolmetscht an der Jugendhochschule in Bogensee, falls Ihnen das ein Begriff ist. Das war, glaube ich, ein Feriendomizil von Joseph Goebbels, dort in Bogensee, eine wunderschöne Gegend. Ja, und dann bin ich irgendwie hier hängen geblieben. Die Wendezeit habe ich aber in Leipzig erlebt. Damals habe ich die Arbeit als Dolmetscher aufgenommen, nicht im Rahmen des Regierungsabkommens, sondern als externer Mitarbeiter, vom Betrieb eingestellt. Und dort habe ich den Kollegen Minh kennengelernt, seine Frau, die heute Abend auch hier ist, und meine Frau, die damals noch Vertragsarbeiterin war in Leipzig. Ich erzähle schon zu lange, nur noch einen Satz. Die Wendezeit habe ich also wie gesagt noch hier erlebt. Und ich habe, glaube ich, damals in unserem ersten Gespräch auch erzählt, wie ich Zeuge war dieser Montagsdemonstrationen, die von der Nikolaikirche begonnen haben und hier vorbeizogen. Das habe ich alles miterlebt, mit gemischten Gefühlen. Ich war damals ein schon irgendwie sozialistisch angehauchter Romantiker, mit kritischem Blick zwar, aber ich hatte schon diese Erwartungen. Und ich war schon sehr traurig über das, was passierte – und andererseits sehr neugierig auf die neue Zeit, die durch die ganze Bürgerbewegung herkam. Ich habe vorher Gottesdienste, Lesungen von DDR-kritischen Schriftstellern erlebt, das habe ich alles mitgemacht mit dem deutschen Freundeskreis. Und dann, das habe ich auch erzählt bei unserem ersten Gespräch, fand der Umschwung von „Wir sind das Volk“ zu „Wir sind ein Volk“ statt, das habe ich hautnah erlebt auf einer großen Kundgebung auf dem Platz vor dem Gewandhaus, wie nennt man das?

Katja Herlemann: Jetzt ist es Augustusplatz.

Hong Quang Truong: Augustusplatz, damals hieß das noch anders, glaube ich. Dort hat man dann auf einmal „Wir sind ein Volk“ gerufen. Und ich fühlte mich durch den Blick und durch die ganzen Reaktionen, wie die Leute mich sehen, schon ... das war nicht mehr diese Atmosphäre, die ich am Anfang erlebt habe, wenn nun „Wir sind ein Volk, wir sind ein Volk“ gerufen wird. Das habe ich hier in Leipzig erlebt. Und danach ... ehrlich gesagt, bin ich dann auch ziemlich schnell weg aus Leipzig, weil sich dann andere, neue Chancen in Berlin aufgetan haben. Es wurde dort ein Institut, eine Forschungsgruppe für Migration gegründet und mit der Unterstützung von Almuth Berger, der damaligen Ausländerbeauftragten von Brandenburg, habe ich eine Stelle als Wissenschaftlicher

Mitarbeiter bekommen und zwei Jahre lang dort gearbeitet. Also immerhin ein bisschen akademische Karriere nachgeholt. Aber danach habe ich mich als Freiberufler selbstständig gemacht, bis heute.

Katja Herlemann: Herr Minh, erzählen Sie doch mal, wie Sie die Wendezeit erlebt haben, wie sich nach dem Mauerfall Ihre Situation verändert hat.

Van Minh Nguyen: Meine Situation ist ganz anders als von Herrn Truong. Wir sind damals Vertragsarbeiter gewesen und der Vertrag sollte 5 Jahre laufen. Als wir herkamen im Sommer 88, war es ein bisschen unruhig hier. Und ab Sommer 89 fing hier, so wie er gesagt hatte, die Montagsdemo an, aus der Nikolaikirche. Und wir hatten sehr große Angst: Wenn irgendwas kommt und wir müssen dann den Vertrag frühzeitig beenden, dann wird es für uns schlecht, weil – wir wollten mindestens 5 Jahre hier arbeiten, um etwas zu verdienen. Und als die Wende kam, standen wir vor einer sehr schweren Entscheidung: ob weiter hierbleiben oder nach Hause fliegen. Damals gab es noch ein Abkommen oder so eine Vereinbarung sozusagen zwischen den zwei Regierungen: Wer nach Hause fliegt, kriegt 3.000 DM und drei Monate Nettolohn und ein Flugticket kostenlos. Das sind ca. 5.000 DM. Und 5.000 DM war damals eine große Menge, ganz schön groß und ganz schön viel. Weil die Ostmark vielleicht damals vom Wechsel her 1 Cent wert war, sozusagen. Auf einmal hatten die Leute umgerechnet 50.000 Ostmark. Es ist schon ein ganz großes Kapital, sozusagen. In der Zeit, als wir hier vor der Wende waren, waren ca. 60.000 vietnamesische Werkkräfte in der DDR, aber nach der Wende sind ca. 50.000 zurückgeflogen, aus Angst. Man denkt erst mal: Ich bin jetzt reich genug. Und dann aber auch bisschen Angst: Was soll ich nach der Wende hier machen? Weil nach der Wende sich jeder für sich allein kümmern musste, wie oder wo was ist, jeder für sich – der Betrieb ist nicht mehr da. Und alles wurde sonst aufgelöst, darum ... Aber wir haben uns sehr gefreut, dass die D-Mark eingeführt wurde. Das bringt für uns eine sehr große Investition, sozusagen.

Katja Herlemann: Aber warum haben Sie sich entschieden zu bleiben?

Van Minh Nguyen: Ja, ich dachte mir schon: Ist egal – solange ich noch hierbleiben kann, werde ich unbedingt hierbleiben. Weil, es ist sowieso besser als zu Hause. Zu Hause muss man auch arbeiten, verdient aber nur ganz wenig. Und hier ist es egal, aber ich denke, mit D-Mark kriegt man das irgendwie hin. Damals um die Zeit wusste man noch nicht, wie. Wenn die anderen leben, leben wir auch, da kann gar nicht mal was schief laufen, so einfach. (schmunzelt)

Katja Herlemann: Vielleicht, um noch mal einen Schritt weiter zu gehen, weil Philipp Preuss das auch vorhin angesprochen hat, dass das Stück sich ja sozusagen zwar explizit mit diesem Ausschnitt der Geschichte beschäftigt, aber auch ganz klare Parallelen zieht zu einer aktuellen gesellschaftlichen Situation. Da würde mich tatsächlich interessieren – und die Frage geht eigentlich an alle, also wer sie gerne beantworten möchte –, wie Sie es empfinden, auch jetzt die rauer werdenden politischen Diskussionen, die wir hier in Deutschland erleben, die Frage des Zusammenlebens der Kulturen, Integrations- und Migrationsdebatten. Wie empfinden Sie es als vietnamesisch-deutsche Menschen heute, in Deutschland zu leben, und wie hat sich die Situation über die Jahre verändert, wenn sie sich verändert hat? Wie schätzen Sie das Zusammenleben der Vietnamesen und Deutschen hier ein?

Hung Nguyen: Dazu möchte ich eine kleine Geschichte erzählen. Und zwar: Nach so vielen Jahren in Deutschland natürlich – ich mache keine Werbung, sondern das ist eine Tatsache, ja? –, die Vietnamesen in Westdeutschland oder jetzt auch in Ostdeutschland, also die Kinder, die haben eine sehr gute Schulbildung und die haben auch exzellente Abschlüsse, ob das Fachhochschule oder Uni ist. Und dann bin ich auch Wahlhelfer, ja? Also ich habe in Kornwestheim zum Beispiel immer Wahlhelfer gemacht. Und ich sitze hier, da kommt jemand und sagt: Ach, sind wir schon so weit, dass hier ein Chinese sitzt? Und ich konnte mich aber gar nicht so schnell ...

Katja Herlemann: Aber wie haben Sie da reagiert?

Hung Nguyen: Ich konnte gar nicht so schnell umschalten, ich konnte gar nicht antworten. Aber jetzt, wenn ich so im Nachhinein denke, würde ich sagen: Ich bin kein Chinese, da lege ich großen Wert drauf. Also entweder bin ich ein vietnamesischer Schwabe oder ich bin (lachend) ein schwäbischer Vietnamesen. Aber man sieht, also, die Gesellschaft ... zum Glück ist es wirklich eine Minderheit, die so denkt. Ich denke, die Vietnamesen sind recht gut integriert. Also sogar die bestintegrierten Migranten hier in Deutschland. Und da bin ich auch wirklich sehr, sehr froh drüber.

Stefan Taubner: Ich sehe das Stück sehr aktuell, das hatten Sie auch schon gesagt. Wenn gesagt wurde: Der Westen sorgt dafür, dass nie wieder Menschen in Booten ertrinken auf dem Meer – ja ... Wir sorgen für Frontex und andere werden jetzt verurteilt, die das machen. Oder der andere Satz: Wir sind jetzt das Volk, wir dürfen hier wieder alles und wollen wieder alles für uns in die Hand nehmen. Und dann eben von außen gefragt: Und wir? Gehören wir dazu? Wer ist dieses „wir“? Damit wird ja hier sehr schön gespielt. Wer ist dieses „wir“, das dazugehört? Und ich glaube, an dieser Frage sind wir wieder dran in Deutschland. Von daher finde ich das Stück unheimlich aktuell. Das Erschreckende für mich, oder auch etwas Beängstigende, ist, dass Vietnamesen mir immer wieder sagen: Nein, wir wiederum, Vietnamesen, wir sind von der Ausländerfeindlichkeit nicht betroffen, wir sind die guten Ausländer, wir sind die Vorzeige-Ausländer. Aber das ist ein bisschen gefährlich, wenn man diese Position halten muss, finde ich auch wieder, ja? Das macht mir schon auch Sorge. Ich finde das Stück sehr aktuell, muss ich wirklich sagen.

Philipp Preuss: Also, wir sind ja bei den Proben auch ... in dem Probenprozess ging es ja auch um die verschiedenen Biographien von den Schauspielern und Schauspielerinnen. Und da war es ja so, dass sie quasi mit ihren jeweiligen eigenen Sprachen aus ihrem eigenen Kontext heraus miteinander gesprochen haben. Also von Französisch, Serbisch, Norwegisch bis zum völlig exotischen Schwizerdütsch, ja? Aber das ist ja eine Form, wie man überhaupt miteinander auch inzwischen sprechen, kommunizieren kann, wie das alles zusammenkommt. Und natürlich ist das gerade etwas, mit dem man eigentlich eher selbstverständlich umgehen muss. Das ist einfach eine Realität und man darf gar nicht den Diskurs von rechts übernehmen, sondern muss ganz einfach seinen eigenen Diskurs behaupten, glaube ich. Das ist extrem wichtig. Und jetzt in Österreich ist es zum Beispiel so, was Sie gerade erwähnt haben, dass der österreichische Bundeskanzler, der Sebastian Kurz, die Leute kriminalisiert, die Menschen helfen auf diesen Booten. Das ist einfach unglaublich, dass quasi mit einer Politik, die den Leuten keine andere Möglichkeit gibt, als mit dem Schiff nach Europa zu kommen ... Also, sie dürfen ja nicht fliegen, das machen die Fluglinien nicht, da gibt es das Verbot. Sonst müssten sie quasi irgendwie mit Schleppern über den Bosphorus kommen. Also bleibt ihnen nur das Schiff, und die wenigen, die jetzt noch helfen, weil sie die Kohle irgendwie zusammenkratzen, die werden noch kriminalisiert und denen wird quasi jetzt sozusagen noch die Schuld gegeben für, wie nennt man das, den „Fluchtanreiz“ und so! Also, man ist da inzwischen schon in solch zynischen Gefilden angelangt, dass man sich einfach verhalten muss dazu.

Ich wollte nur vorher vielleicht noch etwas sagen, weil Sie das ja erwähnt haben mit dem Ort selber – warum es eigentlich zu diesem Ort kam, weil es ja eigentlich ungewöhnlich ist fürs Theater, dass man das so öffnet. Die Bühnenbildnerin, Ramallah Aubrecht – wir haben dann gemeinsam eben so eine Lösung gefunden, dass man den tatsächlichen historischen Ort sieht, dass also diese Mischung entsteht aus Theater und dem, wo die tatsächliche Revolution stattgefunden hat. Und ich glaube – oder hoffe mal zumindest –, dass es ja auch so etwas wie eine Mischung gibt, dass man sagt: Wie funktioniert eigentlich Erinnerung? Tatsächlich im Moment des Erinnerns. Was vielleicht sogar schon wie so ein Echo ist auf etwas, wo die Dinge sehr virtuell ... es gibt ja diese Augmented Reality, was eine Mischung ist aus Realität und Inszenierung. Dass wir vielleicht selber schon auf die Realität gucken, teilweise schon als so etwas wie Erinnerung oder Konstruiertes. Ich fand das interessant, wie manchmal – das war bei den Proben so – Passanten vorbeilaufen, die das mal richtig aktiv bemerkten, andere bemerken so gar nichts und werden selber auch wie zu Gespenstern. Und da sieht man natürlich auch so ein Bild von Ignoranz einer Gesellschaft, wie dieses Leid beschrieben wird und diese Zeit einfach weitergeht. Und die Autos werden

weiterfahren und die Leute laufen ignorant vorbei. Das ist aber an jedem Abend anders, weil natürlich immer andere Konstellationen, andere Zufälligkeiten arbeiten.

Katja Herlemann: Vielleicht ist das auch eine gute Möglichkeit, die Darsteller*innen, sofern sie Lust haben, zu fragen, wie das für sie ist, diesen Abend zu spielen, sozusagen genau in diesem Spannungsfeld zwischen den Geschichten, die ihr erzählt, diesen aus der Zeit gefallen Figuren, von denen man zum Teil gar nicht mehr weiß, sind das schon Gespenster oder in welcher Zeit leben die eigentlich. Und das Ganze in diesem Setting, was Philipp und Ramallah für euch geschaffen haben, wo ihr ja immer wieder konfrontiert werdet, einerseits eben mit dem realen geschichtlichen Ort – also hier, wo die Demonstrationen vorbeigezogen sind, hier gegenüber war die Stasizentrale in dem Gebäude angesiedelt – und den Passanten, auf die Philipp gerade hingewiesen hat. Wie ihr euch da verortet mit eurer Darstellung. Habt ihr Lust oder hat jemand Lust, dazu was zu erzählen?

Ellen Hellwig: Ja, ich kann da gar nicht viel zu sagen, denn ich sitze ja meistens, sehe überhaupt nicht, was die anderen spielen, sehe auch nicht, wer draußen vorbeiläuft. Ich höre nur immer, es lacht manchmal – und ich weiß nicht, warum. Ich denke, für uns bedeutet, das Stück zu spielen, eine ganz hohe Konzentration, weil die Texte für uns sehr schwer sind. Und wir sind ja auch so ineinander verflochten, dass wir höllisch aufpassen müssen, dass wir mal nichts sagen. Also, ich finde das sehr, sehr schwer. Ich selber bin sehr konzentriert auf das Schicksal dieser Großmutter. Und ich meine, als ich das Stück für mich gelernt habe, war das so schwer, weil ich natürlich immer an mein Kind gedacht habe. Und wenn ich das dann aussprechen muss, kann ich das kaum. Also waren die Proben für mich sehr schwer. Und wenn sich dann einer zwischendurch ausgezogen hat von den Beteiligten oder gehustet hat oder irgendwas anderes geredet hat, da war das für mich sehr schwer, muss ich sagen. Jetzt ist es besser, mit den Zuschauern kann ich mich auch besser abnabeln und konzentrieren. Aber es ist nicht einfach. Ich weiß nicht, wie das auf Sie gewirkt hat, das Stück, dass wir sehr angestrengt waren oder nicht? Also wir sind angestrengt, auf jeden Fall ich. Ja, ich weiß nicht, ob jemand dazu was sagen will?

Katja Herlemann: Ja, danke, Ellen, das finde ich einen guten Impuls, ins Publikum zu öffnen. Gerne – wenn Sie Lust haben, Fragen zu stellen an die Darsteller*innen, an die Runde hier vorne, dann tun Sie es jetzt. Haben Sie keine Scheu, melden Sie sich, wir geben das Mikrofon rum. Oder brüllen Sie einfach los.

Ellen Hellwig: Willst du vielleicht mal was sagen? Dir geht's vielleicht besser als mir.

Denis Petkovic: Ach, ich fand das heute wunderbar. Am Anfang des Stückes war ja dieser Mann mit dem Kind, dieses Kind, was unbedingt da irgendwie mitmachen wollte. Das war übrigens nicht inszeniert, vielleicht glaubt man das. Das sind so diese Zufälle, die so eine Spielweise eröffnet, und das ist echt außergewöhnlich. Das haben wir ja normalerweise nicht. Und auch der Mann mit dem Hund, der unbedingt etwas von uns wollte. Wir hatten auch in einer Probe, ich glaube, es war in den Endproben, einen Mann da – da hinten sehen Sie ja so eine Reklame und da hängen häufig Mottos bzw. Werbung vom Theater von den jeweiligen Premieren –, da hing noch das Stück „Die Meuten/Jeder stirbt für sich allein“, was da oben auf der großen Bühne läuft. Und einer stand davor, während wir da draußen saßen, die Sophie und ich, und wollte mit uns die ganze Zeit darüber debattieren, warum das immer alles so negativ sei. Jeder stirbt für sich allein, was ist denn daran so negativ? Es ist immer alles so negativ! Und wollte gar nicht mehr weggehen und wollte sich mit uns ... Und dieses, einerseits hochkonzentriert zu bleiben und in der Szene zu bleiben, und gleichzeitig aber auch so diese Realität in dem Moment, in der Gegenwart zuzulassen, ist ein ganz großer Reiz. Und alles andere, was der Zuschauer dann ..., wenn Sie dann drinsitzen, welche Phantasien Sie dazu haben, das ist ja dann eine Möglichkeit, die wunderbar ist. Das können ja nur Sie beantworten, was das in Ihnen auslöst.

Katja Herlemann: Möchten Sie das beantworten? (allgemeines Schmunzeln) Wenn Sie jetzt gerade nicht das Bedürfnis haben, öffentlich zu sprechen, dann kann ich Sie auch nur einladen, sozusagen im Nachgang des Gesprächs gerne noch auf uns und auf die Gäste zuzukommen, wenn Sie da Interesse dran haben. Ich würde gern

noch eine andere politische Dimension vielleicht kurz anskizzieren. Die Zeit ist schon recht fortgeschritten, aber was ich noch spannend finde, ist: Ich bin jetzt im Zuge dieser Produktion auch schon länger mit dem Goethe-Institut in Vietnam in Kontakt, die mich unter anderem auch mit Herrn Truong zusammengebracht haben. Und natürlich gibt es da ein großes Interesse an diesem Text, der jetzt auch in vietnamesischer Sprache vorliegt. Und wir hätten ja auch nichts dagegen, ein kleines Gastspiel in Vietnam zu machen, das würden wir uns ja durchaus zumuten wollen. (lacht) Es ist aber tatsächlich so, dass mir meine Kollegin im Goethe-Institut da sehr klar sagte, dass sie das für sehr unrealistisch hält, weil das aus Gründen der Zensur in Vietnam gar nicht gespielt werden kann, dieses Stück. Weil über die Geschichte der Boatpeople und die vielfältigen Fluchtursachen auch heute noch nicht offen gesprochen werden darf. Und da würde mich tatsächlich noch mal interessieren – gerne auch Herr Taebner, aber gerne auch die Menschen, die sozusagen zwischen diesen beiden Ländern sicherlich öfters hin- und herfahren –, wie Sie das empfinden, wenn Sie dort jetzt zu Gast sind als mittlerweile Deutsche, und wie Sie die Situation dort empfinden.

Stefan Taebner: Die Geschichte Vietnams ist selbst intern noch nicht richtig aufgearbeitet. Das ist auch ganz schwer, weil es ja auch unheimliche Opfer gegeben hat, viel mehr Todesopfer natürlich als die innerdeutschen Konflikte, die ja zum Glück fast ohne ... nein, war auch mit Opfern, aber längst nicht in dieser Zahl. Ich gebe Ihnen mal ein ganz einfaches Beispiel aus allein unserer christlichen Gemeinde in Berlin. Am 30. April tritt der Pfarrer vor die versammelte Gemeinde in Westberlin und sagt: Heute ist für uns ein Trauertag, weil, heute ist der Tag, wo wir unser Land verloren haben. Sagt der Pfarrer vor der Gemeinde zu den Vietnamesen. Die Hälfte nickt und weiß: Ja, ja, deswegen sind wir auf die Boote gegangen. Und die andere Hälfte hinten, die von Ostberlin gekommen waren, die aber auch zur Gemeinde gehören, die aber eine Nord-Geschichte haben, die schütteln den Kopf, wundern sich, sagen: Was sagt der Pfarrer da, was erzählt der für einen Unsinn? Heute ist doch der Tag der Befreiung, heute ist doch der Tag, wo wir den Krieg endlich siegreich beendet haben, wo wir endlich die Amerikaner aus dem Land geworfen haben, heute müssen wir uns doch freuen. Was erzählt denn der da vorne? Ich erzähle jetzt hier gar nicht große Politik, sondern allein in unserer Gemeinde in Westberlin/Ostberlin entstand diese grotesk unterschiedliche Deutung desselben geschichtlichen Tages. Und da sehen Sie, wie groß das Problem ist. Das ist also noch längst nicht aufgearbeitet.

Hong Quang Truong: Ja, vielleicht nur ganz kurz auch eine andere Episode, um Ihre Ausführungen noch ein bisschen zu ergänzen und zu illustrieren. Vor etwa 10 Jahren gab es von Seiten des Goethe-Instituts in Hanoi einen sehr interessanten Auftrag an eine Kollegin von mir, eine vietnamesisch-stämmige Schriftstellerin, Pham Thi Hoai in Berlin, das Stück „Der Besuch der alten Dame“ von Dürrenmatt ins Vietnamesische zu übersetzen. Sie ist eine exzellente Übersetzerin übrigens und Schriftstellerin auch. Sie hat allerdings nicht einfach übersetzt, sie hat das Stück sozusagen in vietnamesische Schauplätze übertragen, die alte Dame und alle anderen Figuren mit vietnamesischem Personal von heute versehen. Es ist sozusagen eine Adaption, aber eigentlich alles ganz streng nach Dürrenmatt, nur die Schauplätze und die Figuren wurden transformiert. Aber, klar, es wurde nicht angenommen. Schade. Also das Stück war dafür gedacht, dass es dort in Vietnam inszeniert wird. Das war vor 10 Jahren und auch heute hat sich nichts Wesentliches daran geändert, zumal in dem Stück „atlas“ von Thomas Köck natürlich noch viel mehr expliziter Bezug genommen wird auf das Geschehen nach 75 dort. Vielleicht in diesem Zusammenhang noch eine Anmerkung von mir. Den aufmerksamen vietnamesischen Muttersprachlern dürfte Folgendes vermutlich nicht entgangen sein: In der vietnamesischen Textfassung, und zwar in den Passagen, wo die Großmutter über die Umerziehungslager, über diese ganzen traurigen Geschichten nach 75 dort erzählt hat, da habe ich die Propagandasprache aus dieser Zeit in Vietnam sozusagen in den Text von Thomas Köck ein bisschen adaptiert. Bei der Übersetzung fragte ich mich: Der Thomas Köck ist 31 Jahre alt, ist lange nach dem Vietnamkrieg geboren – wie konnte er diese ganzen Sprachwendungen so kennen? Denn seine Sätze im deutschen Original und die von mir übernommenen Wendungen aus dem Vietnamesischen, die passen tatsächlich zueinander! Das war so, und es bleibt immer noch ein sehr schwieriges Gemenge, wenn vom Vietnamkrieg die Rede ist. Den wir Vietnamesen übrigens nicht „Vietnamkrieg“ nennen. Also in Nordvietnam spricht man vom „Krieg gegen den US-

Imperialismus“ oder auch vom „Anti-amerikanischen Widerstandskampf zur Rettung des Vaterlandes“ usw. Pfarrer Stefan Taubner hat diesen Punkt auch schon angesprochen. Wo in Südvietnam vom Fall von Saigon gesprochen wird, da sprechen wir im Norden von der Befreiung von Saigon etc. Das war ein Stellvertreterkrieg zwischen NATO und Warschauer Pakt, der in diesem Land ausgetragen wurde. Aber eigentlich war das ein Bruderkrieg. Die Waffen wurden uns von den Russen, von den Amerikanern geliefert, aber gegeneinander haben die Vietnamesen gekämpft. Und in vielen, fast in jeder der Familien in Südvietnam damals gab es Söhne, die an zwei verschiedenen Fronten gegeneinander gekämpft haben. Und ich fand das sehr bewundernswert, dass der Ministerpräsident Võ Văn Kiệt – er war ein echter Vietkong, ein Befehlshaber bei den Vietkongs gegen die damalige südvietnamesische Regierung, gegen die Amerikaner, irgendwann mal in den Achtzigern, so zehn Jahre nach dem Krieg, sinngemäß gesagt hat: Während wir jedes Jahr zum 30. April hier jubeln, gibt es auch Millionen Familien, die über ihre Verluste weinen, das dürfen wir so nicht zulassen. Also, es gibt schon diese sehr nachdenklichen Stimmen, auch von der politischen Elite her. Und trotzdem, was die Geschichtsbilder betrifft, da wird nach wie vor diese große Erzählung des Widerstandskampfes erzählt. Das ist irgendwo auch die Legitimation für die jetzige Regierung: Wir haben diesen nationalen Befreiungskampf geführt etc. Bei unserem ersten Gespräch haben wir aber auch darüber gesprochen, dass es trotzdem in der Kunstszene, in der Literatur doch viele Werke gibt, die sich kritisch mit dem Krieg auseinandersetzen, z. B. den Roman „Die Leiden des Krieges“ von Bao Ninh, aus dem Sie im Programmheft auch zitiert haben. Das sind also sehr tiefe Auseinandersetzungen mit dem Krieg, ein großer nachdenklicher Prozess darüber ist eingetreten. Und eigentlich gibt es zwischen Nord und Süd nicht mehr diese großen Konflikte. Und für die Vietnamesen, ich meine, auch für das offizielle Vietnam, sind die Amerikaner jetzt unsere besten Freunde überhaupt, nicht zuletzt aufgrund der geopolitischen Situation wegen der Konfrontation mit China. Auf einmal sind die USA ein strategischer Partner geworden, es gibt die Versöhnung mit den US-Veteranen, die nach Vietnam zurückkommen, um wiedergutzumachen, was sie dort getan haben. Und es gab mitunter richtige Verbrüderungsszenen zwischen den ehemaligen US-amerikanischen Soldaten und nordvietnamesischen Soldaten. Aber zwischen Vietnamesen im Inland und den Boatpeople im Ausland, da ist dieser Versöhnungsprozess noch nicht so weit fortgeschritten wie erwünscht. Und noch ein Gedanke: Sie haben am Anfang erwähnt, dass es eine unwahrscheinliche Geschichte ist, was der Thomas Köck sich so ausgedacht hat – eine Art Dokufiktion, eine unwahrscheinliche Geschichte über eine vietnamesische Familie in Deutschland mit einer Großmutter als Boatpeople-Frau und der Tochter als Vertragsarbeiterin. Ich finde, die Geschichte ist auch deshalb so unwahrscheinlich, weil es in der Tat noch nie zu dieser richtigen Versöhnung, zu einem Dialog zwischen den beiden Communities gekommen ist. Und ich finde deshalb so schön, dass ein deutschsprachiger Dramatiker für uns diese Versöhnungsgeschichte erzählt hat. Ich meine, „Versöhnung“ ist vielleicht ein bisschen zu hoch gegriffen, aber es geht um den Versuch, miteinander zu reden, die gemeinsamen Erinnerungen miteinander zu teilen. Und ich finde das toll, wie das alles so wunderbar hier auf der Bühne ausgetragen wird. Und vielleicht als ein guter Nebeneffekt dazu: Wir sitzen heute Abend hier zusammen mit dem Kollegen aus Stuttgart, der noch nie in Ostdeutschland war und der wegen dieser Inszenierung hier ist, und wir reden miteinander. Und das haben wir auch den deutschen Künstlerinnen und Künstlern zu verdanken, herzlichen Dank.

Katja Herlemann: Vielen herzlichen Dank, Herr Truong. Ich möchte dem jetzt, glaube ich, gar nichts mehr hinzufügen. Sie haben wunderbare abschließende Worte gefunden. Ich danke Ihnen ganz herzlich, dass Sie sich heute Abend hier mit uns hingestellt haben, dass Sie sich den Fragen gestellt haben. Ich danke Ihnen, liebes Publikum, auch sehr herzlich, dass Sie zu dieser späten Stunde noch bei uns geblieben sind, und wünsche Ihnen jetzt noch einen schönen Abend, einen guten Nachhauseweg. Und wie gesagt, wenn Sie weiterhin Lust haben, mit uns zu sprechen, dann kommen Sie jetzt einfach noch auf uns zu. Herzlichen Dank.